

»Spinnwebig«. Heines Wissenschaftssatire

Joseph A. Kruse

I. Zeitgenössische Voraussetzungen

Seitdem es die verschiedensten Wissenschaften sowie die entsprechenden Dichter und Schriftsteller gibt, seither schon haben Letztere sich nicht damit zufrieden geben können, den Gewinn an Wissen und Weisheit und den dazugehörigen Vermittlungsprozess ausschließlich zu preisen, sondern immer auch Eigenarten oder Auswüchse getadelt, kritisiert, lächerlich gemacht und was dergleichen von einer distanzierten und abwägenden Betrachtungsweise erwartet werden darf. Zumal die Heimstatt der Wissenschaft, die Universität und ihre Vertreter, die Professoren-, aber auch die Studentenschaft, haben oft genug ihren Abstand zum so genannten normalen Alltag in den Darstellungen der Schriftsteller-Innung büßen müssen. Die Witzfigur des zerstreuten, weil übermäßig mit sich und seinem Wissensstoff beschäftigten Gelehrten gehört zu den Standardgeschöpfen. So sehr immer klar war, dass der Mensch nicht für die Schule, sondern für das Leben lernt, so sehr war der öffentlichen moralischen Instanz klar, dass die Gelehrsamkeit wie die Bildung einem höheren Zwecke und idealen Ziele zu dienen haben. Das barocke Jesuitendrama *Cenodoxus* von Jakob Bidermann in seiner lateinischen Fassung und der deutschen Adaption von Joachim Meichel ist dafür ein frühes Zeugnis im Kontext der neueren Literatur.¹

Was hier ernst und erhaben unter dem Anspruch der Ewigkeit und dem unabweichlichen Aspekt der Verdammnis des eitlen, egomanischen Pariser Universitätslehrers daherkommt, wird später im irdischen Rahmen verhandelt und durch Ironie und Satire erledigt. Durch die sich ergebende Komik werden Zwänge abgeschüttelt oder auf ihr normales Maß zurückgeschraubt. Der Darstellung satirischer Formen in der Biedermeierzeit hat der dafür sachverständigste Kenner dieser Epoche der deutschen Literatur im Spannungsfeld zwischen Restauration und Revolution von 1815 bis 1848, nämlich Friedrich Sengle, der stets die untergründig vorhandene Barocktradition betont hat, in seinem dreibändigen Standardwerk gar ein eigenes Kapitel eingeräumt. Es enthält, wie sich fast von selbst versteht, einen Abschnitt über »Gute Satiren auf den Wissenschafts- und Kunstbetrieb«, nachdem die erste Überschrift dieser speziellen Darstellung »Die Satire wird wieder beliebter« gelaute hatte. Durch Gustav Theodor Fechner (1801–1887) sei beispielsweise, wie Sengle betont, unter dem Pseudonym Dr.

¹ Vgl. beispielsweise den jeweiligen Auszug aus dem 5. Akt bei Albrecht Schöne, Hg.: Das Zeitalter des Barock. Texte und Zeugnisse, München 1963, S. 290–308.

Mises »eine literarisch gekonnte Selbstkritik des Gelehrtenstandes durch einen seiner jüngeren Vertreter« geliefert worden: »Die dekorativ-barocke Tradition, die im Gelehrten- wie im Soldatenstande besonders stark nachwirkt, wird von dem späteren Psychophysiker durchschaut und durch radikale Schematisierung vernichtet.« So laufe etwa die Satire *Schutzmittel für die Cholera*, erschienen in Leipzig 1832, darauf hinaus, »daß die ganze großartige Cholera-Literatur der medizinischen Wissenschaft kein sicheres Ergebnis erbracht habe.« Was Fechner »für die akademische Welt« gewesen sei, das stelle »der mit Heine befreundete Advokat Johann Hermann Detmold (1807–1856) für den Kunstbetrieb« dar, von dessen Nichtigkeit der Verfasser der *Anleitung zur Kunstkennerschaft oder Kunst in drei Stunden ein Kenner zu werden. Ein Versuch, bei Gelegenheit der zweiten Kunstausstellung*, erschienen in Hannover 1834, zutiefst überzeugt gewesen sei, wobei er sich in seiner Satire mit Heines Kritik am liberalen Literaturbetrieb in seinem Versepos *Atta Troll. Ein Sommernachtstraum* getroffen habe und übrigens im September 1844 von Heine um eine Rezension der Satire *Deutschland. Ein Wintermärchen* gebeten worden sei.²

Sengle warnt davor, solche Angriffe wie die von Fechner und Detmold auf die deutsche Bildungskultur nebensächlich zu nennen. Sie bezögen sich alle auf den zentralen Punkt, auf den es Börne und Heine angekommen sei: »Wenn Kunst und Wissenschaft zum leeren Spiel werden, so ist dies ein Zeichen für die Verbesserungsbefürftigkeit der Gesamtkultur.« Detmold erwähne ausdrücklich Heine, den »frechen Revolutionär, der in seinem Wahnsinn mit kecker Hand an den allerheiligsten Institutionen rüttelt«. Auch das sei natürlich »Umkehrung«, nämlich Satire auf das biedermeierliche Bild Heines.³ Die Beobachtungen Sengles mit ihren Heine-Bezügen stehen natürlich, was die Erforschung der Satire im Zusammenhang der Betrachtung von Heines Werken angeht, nicht allein. Vor jeder Spezialerörterung der Heineschen Wissenschaftssatire soll wenigstens, unter Auslassung weiterer möglicher Hinweise, dankbar auf die grundlegenden Arbeiten von Siegbert S. Prawer und Jürgen Brummack zu Heines satirischer Dichtung sowie auf den Beitrag von Karlheinz Fingerhut über Heine als Satiriker hingewiesen werden.⁴ Die Beschäftigung mit den satirischen Aspekten der Heineschen

2 Friedrich Sengle: Biedermeierzeit. Deutsche Literatur im Spannungsfeld zwischen Restauration und Revolution 1815–1848. Bd. II: Die Formenwelt, Stuttgart 1972, S. 174f. – Das gesamte Kapitel »Satire« umfasst die Seiten 166–183, die Zitate finden sich auf S. 166 f.

3 Sengle, s. Anm. 2, S. 174 f.

4 Vgl. Siegbert S. Prawer: Heine. The tragic satirist, Cambridge 1961; unter den Beiträgen von Jürgen Brummack vor allem: Heines Entwicklung zum satirischen Dichter, in: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 41 (1967), S. 98–116, sowie: Satirische Dichtung. Studien zu Friedrich Schlegel, Tieck, Jean Paul und Heine (= Theorie und Geschichte der Literatur und der schönen Künste. Texte und Abhandlungen, Bd. 53), München 1979, darin das Heine-Kapitel S. 130–196; weiterhin Karlheinz Fingerhut: Heine, der Satiriker, in: Gerhard Höhn, Hg.: Heinrich Heine. Ästhetisch-politische Profile, Frankfurt a.M. 1991, S. 236–257.

Schriften hat den Horizont der Debatten um Politik und Engagement, Natur- wie Liebeslyrik, Religion und Sozial- wie Kulturleben wesentlich bereichert und Heines Werkentwicklung verständlicher gemacht. Das zeigt sich unter anderem auch im *Heine-Handbuch* von Gerhard Höhn, in dem die Hervorhebung von Ironie und Satire, deren enge Verwandtschaft übrigens zu den literaturwissenschaftlichen Grundüberzeugungen gehört,⁵ durchgehend einen der hilfreichen roten Fäden bei der Betrachtung des Gesamtwerks Heines bildet.⁶ Eine große literarische Tradition wird somit ernst genommen und am idealen Modellfall Heine exemplifiziert, der sich solcher Herkunft von Ton und Gattung bewusst ist, diese allerdings auch mit besonderer Eleganz und geistvollem Zugriff beherrscht, indem er die Satire in der Tat als »gattungsübergreifende Literaturform« benutzt, die ihrerseits durch »Aggressivität«, ermahnend-aufmunternde »Intention« und »verzerrende Darstellungsart« gekennzeichnet ist.⁷

Als aufschlussreiches Beispiel sei dafür etwa die Personalsatire über den Berliner Staatsrechtler Theodor Anton Heinrich Schmalz aus den *Bädern von Lucca* angeführt, wo es heißt, wir Deutschen hätten »zwar ein ganzes närrisches Volk, aber wenig ausgezeichnete Narren, die bekannt genug wären, um sie als allgemein verständliche Charaktere in Prosa oder Versen gebrauchen zu können«; die wenigen Männer dieser Art, die wir besäßen, hätten wirklich Recht, »wenn sie sich wichtig machen«. Sie wären »von unschätzbarem Werthe und zu den höchsten Ansprüchen berechtigt«. Dann nennt Heine den Geheimrat Schmalz, »ein Mann, der nicht mit Geld zu bezahlen ist; ein humoristischer Schriftsteller kann ihn nicht entbehren, und er selbst fühlt diese persönliche Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit in so hohem Grade, daß er jede Gelegenheit ergreift, um humoristischen Schriftstellern Stoff zur Satyre zu geben, daß er Tag und Nacht grübelt, wie er sich als Staatsmann, Servilist, Dekan, Antihegelianer und Patriot lächerlich machen kann, und somit die Literatur, für die er sich gleichsam aufopfert, thatkräftig zu befördern.« Heine legt bei diesem Vorgeplänkel zum Auftakt der unerbittlichen und skandalösen Personalsatire auf den Grafen Platen gleich noch einmal nach und folgert aufgrund der Eigenschaften von Schmalz, den deutschen Universitäten müsse »man überhaupt nachrühmen, daß sie den deutschen Schriftsteller, mehr als jede andere Zunft, mit allerley Narren versorgen.« Besonders Göttingen habe er in dieser Hinsicht immer zu schätzen gewusst. Das sei auch der geheime Grund, weshalb er sich für die Erhaltung der Universitäten er-

5 Vgl. die beiden Artikel »Ironie« (von Beda Allemann) und »Satire« (von Jürgen Brummack) im Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte, Bd. 1, Berlin 21958, S. 756–761, u. Bd. 3, Berlin 1977, S. 601–614.

6 Gerhard Höhn: *Heine-Handbuch*. Zeit, Person, Werk. Dritte, überarbeitete und erweiterte Auflage, Stuttgart 2004 (vgl. die Registereinträge zu beiden Begriffen, die zu den jeweiligen Fragestellungen führen).

7 Vgl. Jürgen Brummacks Artikel »Satire« im Reallexikon, s. Anm. 5, Bd. 3, S. 602.

kläre, obgleich er stets Gewerbefreiheit und Vernichtung des Zunftwesens gepredigt habe.⁸

II. Ambivalenz: Zwischen Anregung und Kritik

Wir bewegen uns mit unserem Thema dennoch auf einem durchaus paradoxen Gebiet. Denn unzweifelhaft lässt sich der Beitrag Heinrich Heines zu den unterschiedlichsten Wissenschaften im 19. Jahrhundert als wichtig und bedeutend einstufen, was bekanntermaßen laut einem der gängigsten Vorurteile für mehr als unwahrscheinlich gilt. Als nach jahrelangen Debatten die neu gegründete Universität Düsseldorf, die 1965 aus einer Medizinischen Akademie hervorgegangen war, wohl nicht ganz zufällig Ende 1988 und damit zum Schluss der 700-Jahr-Feier der Stadt Düsseldorf endlich die Namengebung nach Heinrich Heine per Senatsbeschluss vermelden konnte, widmete sich ein Symposium der neuen Heinrich-Heine-Universität, und zwar ausdrücklich aufgrund dieser Benennung und durch Kräfte der eigenen Einrichtung, im Juni 1989 nicht ohne Hintersinn dem Thema *Heinrich Heine im Spannungsfeld von Literatur und Wissenschaft*.⁹ Sehr lange schließlich hatte unter vielen genannten wie ungenannten Argumenten ein nicht ungewichtiger Vorwurf dem mangelnden Zusammenhang des Dichters und Schriftstellers Heine mit einer wissenschaftlichen Hochschule samt ihren nunmehr komplettierten Fakultäten gegolten.

Die drei Beiträge zum Auftakt sind als Sektion I dem Thema in besonderer Weise verpflichtet. Wilhelm Gössmann untersucht »Die Herausforderung der Wissenschaft durch die Literatur«, Manfred Windfuhr widmet sich unter dem Obertitel »Kritische Wissenschaft, fröhliche Wissenschaft« dezidiert »Heine als Anreger der Wissenschaften« und Jan-Christoph Hauschild stellt die durchaus berechtigte Frage nach dem »Professor Heine?« und unterfüttert sie mit Gedanken, die überschrieben sind: »Von den Lockungen einer akademischen Karriere.« So viel wird klar: Heine und die Wissenschaften sind kein unüberbrückbarer Gegensatz. Die Erläuterung persönlicher Bedingungen, die eine eigene akademische Karriere ins Kalkül zu ziehen hatten, und werkbezogene Analysen, die den Dichter – wie sich dann übrigens auch in den folgenden Beiträgen des Berichtbandes zeigt – als einen mit den verschiedensten Wissenschaften vertrauten Au-

8 Zitiert wird nach der 16-bändigen Düsseldorfer historisch-kritischen Heine-Ausgabe (= DHA), die von Manfred Windfuhr in Verbindung mit dem Heinrich-Heine-Institut von 1973–1997 herausgegeben wurde; hier Bd. VII, S. 134 f. zu Beginn des XI. Kapitels, das die Vorstellung Platens fortführt und zum eigentlichen Schlag ausholt.

9 Wilhelm Gössmann u. Manfred Windfuhr, Hg.: *Heinrich Heine im Spannungsfeld von Literatur und Wissenschaft*. Symposium anlässlich der Benennung der Universität Düsseldorf nach Heinrich Heine (= Kultur und Erkenntnis. Schriften der Philosophischen Fakultät der Universität zu Düsseldorf, Bd. 7), Essen 1990.

tor vorführen, ergeben das Bild eines poeta doctus von hohen Graden. Dass Not nicht nur beten lehrt, wie man beim späten Heine zwar in ironischer Brechung lernen kann, sondern Krankheit aus Patienten halbe Mediziner macht, belegt eine Bemerkung des todkranken Schriftstellers in Paris. Für Anfang August 1854 berichtet Alfred Meißner über den befreundeten Heine, der seit sechs Jahren an seine »Matratzengruft« gefesselt war:

Er hatte in den letzten Jahren die ganze Physiologie, Anatomie und Pathologie seiner Krankheit auf das Fleißigste studirt und die Schriften von Hesse, Albers, Andral und vornehmlich von Romberg waren ihm ganz geläufig geworden. Aber er war es gewohnt, auch hier seine Kenntnisse zu ironisiren. »Meine Studien«, pflegte er zu sagen, »werden mir wohl nicht viel helfen. Ich werde höchstens im Himmel Vorlesungen halten können, um meinen Zuhörern darzuthun, wie schlecht die Aerzte auf Erden die Rückenmarkserweichung kuriren.«¹⁰

Ohne Kenntnis und Würdigung der zeitgenössischen Wissenschaften ist der Autor Heine tatsächlich überhaupt nicht zu verstehen. Er gehört zweifellos in derselben Weise zu den gelehrten Dichtern, wie sein natürlicher und respektloser Umgang mit den Wissenschaften für die damalige gelehrte Welt oft genug ein Ärgernis dargestellt hat. Heine macht radikal vom oben bereits herangezogenen alten Lehrspruch Gebrauch, dass wir nicht für die Schule, sondern für das Leben lernen. Ein Spötter, der falsche Verhaltensweisen angreift, muss durchaus nicht der Vernunft entraten, um die es in den Wissenschaften geht. Fleiß und Kenntnis sind die Voraussetzung seiner witzigen Urteile. Über seine Nachlassbibliothek, seine Lektüren wie auffallend intensiven Bibliotheksbenutzungen und weit gefächerten Buchentleihungen mithilfe der in seinem Nachlass erhaltenen Kataloge etwa von Hamburger Leihbüchereien wurde nicht ohne Grund bereits vor langer Zeit gearbeitet.¹¹ Auch wenn er nicht im Goetheschen Sinn Sammlungen angelegt, sondern sich seiner Bücher aus Platzgründen und aufgrund häufig wechselnder Wohnungen, zumal in Paris, sogar teilweise durch bewusste Abgabe entledigt hat, sind die Lesefrüchte aus den unterschiedlichsten Feldern ebenso überraschend wie überwältigend.

Solche Lektüreerfahrungen bilden einerseits den Fundus für sein poetisches, prosaisches und journalistisches Werk, jedoch auch den Kern seiner eigenen, oft bewusst ironisierten Gelehrsamkeit oder Teilhabe am Wissenschaftsbetrieb, obwohl er den ursprünglich angestrebten Münchener Lehrstuhl für Geschichte

10 Michael Werner, Hg.: Begegnungen mit Heine. Berichte der Zeitgenossen, 2 Bde., Hamburg 1973, Bd. 2, S. 353.

11 Vgl. z.B. meine eigene Studie über »Heines Leihpraxis und Lektürebeschaffung«, die im Rahmen einer Wolfenbütteler Tagung entstanden ist und zuletzt wieder aufgenommen wurde in: Joseph A. Kruse: Heine-Zeit, Stuttgart 1997; dort auch weiterführende Literaturhinweise.

Ende der 1820er Jahre nicht erlangt hat. Die Heinesche Kritik und Satire kommt nicht von außen, sondern weiß, wovon sie spricht. Unsere These ist so einfach wie das Ergebnis aus der Betrachtung schlüssig: Heine schätzt, wie in vielen anderen Bereichen, durchaus die Sache und weiß sie zu würdigen. Er betrachtet sie jedoch unter dem Blickwinkel von außen, der jede Form von Eigenart der Vertreter aufs Korn zu nehmen weiß. Und selbstverständlich sind es die komischen Aspekte, die lächerlichen Eigenschaften, die er aufspießt und durch gezielte Darstellung und oftmals groteske Bilder verewigt.

III. Beispiele lebenslanger Wissenschaftssatire

Die Neigung und Fähigkeit zur Wissenschaftssatire durchzieht sein gesamtes Schaffen. Er hat sie nicht etwa als entschuldbare Jugend- und Studentensünde abgelegt. Während der Studienjahre in Bonn, Berlin und Göttingen hat er zwar offenbar auch in privaten Gesprächen jene satirischen Ausfälle gegen die von ihm selbst aus nächster Nähe beobachtete Wissenschaft in ihrer philosophischen Hochblüte durch Hegel besonders geprobt und in realen oder fiktiven Träumen exemplifiziert, etwa in seinem ersten Lüneburger Brief vom 23. Mai 1823 an seinen Berliner Freund aus dem »Verein für Kultur und Wissenschaft der Juden«, Moses Moser. Dort heißt es, Moser habe ihn während eines fatalen, schauderhaften Traums getröstet, indem er auf den jungen Dichter folgendermaßen einsprach: »[...] ich solle mir nichts zu Gemüthe führen, denn ich sey ja nur eine Idee, und um mir zu beweisen daß ich nur eine Idee sey, griffest Du hastig nach Hegels Logik und zeigtest mir eine konfuse Stelle darinn, und Gans [Eduard Gans, ebenfalls jüdischer Herkunft, war Hegelschüler und später dessen Nachfolger! J. A. K.] klopfte ans Fenster, – ich aber sprang wüthend im Zimmer herum und schrie: ich bin keine Idee und weiß nichts von einer Idee und hab mein Lebtag keine Idee gehabt – [...]«¹²

Damit werden bereits Grundzüge des späteren autobiographischen Reisebilds *Ideen. Das Buch Le Grand* angekündigt.¹³ Die Heinesche Wissenschaftssatire erscheint darüber hinaus so mannigfaltig und üppig, dass in diesem Rahmen nur einige Streiflichter möglich sind, die freilich Heines ebenfalls auf diesen Präze-

12 Heines Briefwechsel in der Weimarer Säkularausgabe (HSA), Bde. XX–XXVII, hg. v. den Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar (seit 1991: Stiftung Weimarer Klassik) und dem Centre National de la Recherche Scientifique in Paris, Berlin und Paris 1970 ff., hier Bd. XX, S. 86.

13 Vgl. etwa die Bemerkung im XIV. Kapitel, seine Wäscherin klage: »Der Pastor S. habe ihrer Tochter Ideen in den Kopf gesetzt, und sie sey dadurch unklug geworden und wolle keine Vernunft mehr annehmen«, oder den Ausspruch des Kutschers Pattensen: »Nu, nu, eine Idee ist eine Idee! eine Idee ist alles dumme Zeug, was man sich einbildet«; in gleicher Bedeutung werde dieses Wort, als Buchtitel, vom Hofrat Heeren in Göttingen gebraucht (DHA VI, S. 205).

denzfall anzuwendendes Prinzip von *Aufklärung und Skepsis*¹⁴ hinreichend offenbaren. Mit dieser Formel übrigens war bereits der Düsseldorfer Heine-Kongress aus Anlass seines 200. Geburtstages im Jahre 1997 überschrieben. Sie vermag auch oder gerade in Bezug auf die Leistung von aufklärender Wissenschaft, deren zukunftsweisende Verdienste Heine keineswegs leugnet, gerade auf deren Grenzen aufmerksam zu machen und auf den möglichen Fortschritt wie auf das ebenfalls mögliche Scheitern anzuspüren. Das geschieht der Form nach am effektivsten und effektvollsten eben durch die Übertreibung, den Spaß, die Relativierung des Ernstes. Man könnte fast versucht sein, ein Florilegium anzulegen, in dem die humorvollsten und witzigsten Stellen unter systematischen Gesichtspunkten nach Fakultäten und Fächern gesammelt sind, was hier, wie sich versteht, allerdings nicht beabsichtigt ist, auch wenn die Originalzitate immer viel besser sind als ihre thematische Auswertung. Heine greift das hermetische Salbadern genauso an wie die Wirkungen abgelebter, verstaubter Wissenschaftsgebäude. Die verschlafene und abseitige Art und Weise, gelehrte Systeme zur Welterklärung samt ihren Unterdrückungsmechanismen zu benutzen, sind ihm ein Dorn im Auge. Seine Narrenabhandlung im ironisch überschriebenen Reisebild *Ideen. Das Buch Le Grand* enthält eine Aufzählung der in Technik und Verkehr angewandten Wissenschaften, die den Mangel von Gedanken verbergen sollen, sich andererseits auf lange Reden und dicke Bücher gründen. Ihre Vertreter, »wenn man sie hört, preisen die alleinseligmachende Quelle der Gedanken, nämlich die Vernunft, und wenn man sie sieht, so treiben sie Mathematik, Logik, Statistik, Maschinen-Verbesserung, Bürgersinn, Stallfütterung u. s. w. – und wie der Affe um so lächerlicher wird, je mehr er sich dem Menschen ähnlich zeigt, so werden auch jene Narren desto lächerlicher, je vernünftiger sie sich gebärden.«¹⁵

Die verwunschene und im wirklichen Leben eher beiseite zu lassende akademische Welt, wobei Heine vor allem die Philosophie herausgreift, umschreibt er gern mit der Metapher vom Spinnwebgewebe, das sich über die noch so komplizierte Methodik breitet. Bereits in seinem frühesten, so erfolgreichen Reisebild *Die Harzreise* formuliert der Göttinger Jurastudent, der vorher Kaufmann gewesen war und sein Studium wenig später immerhin mit der Promotion abschloss:

*[...] römische Kasuisten hatten mir den Geist wie mit einem grauen Spinnweb überzogen, mein Herz war wie eingeklemmt zwischen den eisernen Paragraphen selbstüchtiger Rechtssysteme, beständig klang es mir noch in den Ohren wie ›Tribonian, Justinian, Hermogenian und Dummerjahn‹ und ein zärtliches Liebespaar, das unter einem Baum saß, hielt ich gar für eine Corpusjuris-Ausgabe mit verschlungenen Händen.*¹⁶

14 S. Joseph A. Kruse, Bernd Witte u. Karin Füllner, Hg.: *Aufklärung und Skepsis. Internationaler Heine-Kongreß 1997 zum 200. Geburtstag*, Stuttgart 1999.

15 DHA VI, S. 213 (im XV. Kapitel).

16 DHA VI, S. 85.

Der Aufbruch in die freie Natur ist die Erlösung angesichts der Erstarrung der Universitätsstadt Göttingen, wo sich zwar alle drei Semester, wie Heine sagt, eine neue Studentengeneration einfindet, aber dennoch Stillstand herrscht:

[...] das ist ein ewiger Menschenstrom, wo eine Semesterwelle die andere fortdrängt, und nur die alten Professoren bleiben stehen in dieser allgemeinen Bewegung, unerschütterlich fest, gleich den Pyramiden Egyptens – nur daß in diesen Universitätspyramiden keine Weisheit verborgen ist.¹⁷

Solche bissigen Schlussfolgerungen bedürfen keiner Erläuterung und lassen sich, wenn auch nicht beliebig, so doch reichlich fortsetzen. Die Aussage aus der Vorrede von 1852 zur zweiten Auflage seines Essays *Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland* kleidet sich am Ende eines furios erfolgreichen Schriftstellerlebens und nach durchaus aufgeklärten Jahren auf eklatant vergleichbare Weise in die deutliche Sprache des jungen Kritikers: Der Deismus sei nicht tot »und am allerwenigsten hat ihn die neueste deutsche Philosophie getötet.« Heine folgert: »Diese spinnwebige Berliner Dialektik kann keinen Hund aus dem Ofenloch locken, sie kann keine Katze tödten, wie viel weniger einen Gott.«¹⁸ Am Anfang der *Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland* von 1834 hatte Heine sich mit Joseph aus Ägypten verglichen, der während der mageren Jahre die zuvor gefüllten und dann verschlossen gehaltenen Kornkammern öffnete, wie Heine sich, selbst kein Gelehrter und mit dem Volk solidarisch, Mühe gibt, dem nach Wissen dürstenden Publikum die Erkenntnisse seiner Zeit für alle »klar und deutlich« mitzuteilen. Die Werke der deutschen Philosophen dagegen sind »zwar sehr gründlich, unermeßbar gründlich, sehr tief sinnig, stупend tief sinnig, aber eben so unverständlich.«¹⁹ Heines Kritik kann auch einen französischen Politiker und Historiker treffen, beispielsweise Louis Blanc, »der während seiner ephemeren Machthaberey sich zwar nicht durch Intelligenz,

17 DHA VI, S. 86.

18 DHA VIII, S. 497; vgl. das 2. Buch der *Romantischen Schule* mit dem Hinweis, dass »die metaphysischen Systeme der meisten deutschen Philosophen [...] nur allzu sehr bloßem Spinnweb« glichen (DHA VIII, S. 190); sowie die »Geständnisse« mit ihrer schließlich ausgesprochen reservierten Haltung gegenüber Hegels Philosophie, Bd. XV, S. 37 f.: »Ich sah ein, daß die magersten Spittelsuppen der christlichen Barmherzigkeit für die verschmachtende Menschheit noch immer erquicklicher seyn dürften, als das gekochte graue Spinnweb der Hegelschen Dialektik.«

19 DHA VIII, S. 13. – Vgl. auch *Die Götter im Exil*, die flankierend zitiert sein sollen: »Auch gestehe ich, daß ebenfalls moderne Gelehrte das erwähnte Thema behandelt; aber sie haben es sozusagen eingesargt in die hölzernen Mumienkasten ihrer konfusen und abstrakten Wissenschaftssprache, die das große Publikum nicht entziffern kann und für egyptische Hieroglyphen halten dürfte. Aus solchen Grüften und Beinhäusern habe ich den Gedanken wieder zum wirklichen Leben heraufbeschworen, durch die Zaubermacht des allgemein verständlichen Wortes, durch die Schwarzkunst eines gesunden, klaren, volksthümlichen Stiles!« (DHA IX, S. 126).

aber desto mehr durch eine fast deutsche Sentimentalität auszeichnete« und im Waterloo-Fragment, das zum Umkreis der *Geständnisse* von 1854 gehört, deshalb heftig gezaust wird. Viele hätten über sein kindisches Äußeres gescherzt, Heine »aber habe niemals sein Köpfchen betrachten können, ohne von einem gewissen Erstaunen ergriffen zu seyn«: »nicht weil ich etwa das viele Wissen des Männchens bewundert hätte«, wie Heine bissig sagt, »– nein, er ist im Gegentheile von aller Wissenschaft gänzlich entblößt – ich war vielmehr verwundert, wie in einem so kleinen Köpfchen so viel Unwissenheit Platz finden konnte; ich begriff nie, wie dieser enge, winzige Schädel jene kolossalen Massen von Ignoranz zu enthalten vermochte, die er in so reicher, ja verschwenderischer Fülle bey jeder Gelegenheit auskramte – da zeigt sich die Allmacht Gottes!« Die satirische Kunst, die nach allen Seiten austeilt, besteht schließlich in der Weise der gnadenlosen Abwägung. Heine charakterisiert nämlich weiter, indem er wie nebenbei seine eigenen historiographischen Kenntnisse zur Geltung bringt:

*Trotz allem Mangel an Wissenschaft und Gelahrtheit, bekundet Herr Louis Blanc dennoch ein wahrhaftes Talent für Geschichtsschreibung. Nur ist zu bedauern, daß er just jene Titanenkämpfe beschreiben wollte, welche wir die Geschichte der französischen Revolution nennen. Es ist Schade, daß er nicht lieber einen Stoff wählte, dem er gewachsen wäre, der seiner Statur angemessener, z.B. die Kriege der Pygmäen mit den Kranichen, wovon uns Herodot berichtet.*²⁰

Ganz schlecht schneiden die Theologen ab, denen nebenbei eine Prosanotiz bescheinigt, dass sie auf gewissermaßen selbstzerstörerische Weise in Deutschland »dem lieben Gott ein Ende machen«.²¹ In seiner Denkschrift über Ludwig Börne lässt Heine diesen die Begebenheit erzählen, dass ein als Sklave in einem islamischen Lande dienender deutscher Gelehrter zu nichts anderem zu gebrauchen war, »als daß man ihm Eyer zum Ausbrüten unterlegte; er gehörte nemlich zur theologischen Fakultät«.²² Und eine längere satirische Geschichte gilt in den *Elementargeistern* dem Glück oder Unglück der »Schriftstellerey«, wie es seinem Göttinger Stubennachbarn Hinrich Kitzler widerfährt, der durch die endlose Auflistung von Argumenten und Gegengründen am Schluss doch wieder sein Manuskript über die »Vortrefflichkeit des Christenthums« »in die Flammen des Kamines« warf, sodass davon nichts übrig blieb »als graue Asche«.²³

²⁰ DHA XV, S. 191.

²¹ DHA VIII, S. 457.

²² DHA XI, S. 23.

²³ DHA IX, S. 42–45.